

Manuel Vázquez Montalbán
Carvalho
und der einsame Manager
EIN KRIMINALROMAN AUS BARCELONA

Wagenbach

WAT

Manuel Vázquez Montalbán
Carvalho und der einsame
Manager

Aus dem Spanischen von Bernhard Straub und
Günter Albrecht
Neu überarbeitet von Bernhard Straub

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

Die spanische Originalausgabe erschien 1977 unter dem Titel *La soledad del manager* bei Planeta in Barcelona, die deutsche Erstausgabe unter dem Titel *Carvalho und der tote Manager* 1993 beim Rowohlt Verlag in Reinbek bei Hamburg.

Wagenbachs E-Book-Ausgabe 2013

© 1977 Herederos de Manuel Vázquez Montalbán

© 2013 für diese Ausgabe:

Verlag Klaus Wagenbach, Emser Straße 40/41, 10719 Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Jede Vervielfältigung und Verwertung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für das Herstellen und Verbreiten von Kopien auf Papier, Datenträgern oder im Internet sowie Übersetzungen.

ISBN 978 3 8031 4127 9

Auch in gedruckter Form erhältlich: ISBN 978 3 8031 2701 3.

Bei einem bestimmten Anlass sagte der spätere Abgeordnete Solé Barberá zu mir: »Ich bin gespannt, wann du deinen nächsten Räuber-und-Gendarmen-Roman schreiben wirst.« Ich nahm dies als Auftrag und will ihm diesen einsamen Manager widmen.

Er hatte den Fensterplatz eher eingefordert als darum gebeten. Die Angestellte der Western Airlines betrachtete seinen Ausweis halb überrascht, halb anerkennend.

Was für ein Ziel konnte ein CIA-Agent verfolgen, während er am Fenster einer Boeing saß, die regelmäßig zwischen Las Vegas und San Francisco verkehrte? Das Mädchen kannte die in der Gegend vorherrschenden Gerüchte über angebliche Trainingscamps irgendwo in der Mojave-Wüste, aber verfügte der Geheimdienst nicht über eigene Aufklärungsflugzeuge? Carvalho ahnte die logische Schlacht, die in diesem Moment hinter der künstlich gebräunten Stirn der Stewardess entbrannte, während sie das Flugticket ausfüllte. Carvalho zückte ein weiteres Mal seinen Ausweis, als die beiden Polizisten auf ihn zukamen, um ihn zu durchsuchen. Sie winkten ihm mit einer Geste durch, die ebensogut blinde Unterwerfung wie tiefste Verachtung bedeuten konnte.

Als Carvalho seinen Fensterplatz einnahm, freute er sich wie ein Kind auf ein frohes Ereignis. Eine besonnene Freude, bei der der Körper Herr der Situation bleibt, die Beine aber außer Kontrolle geraten, als wollten sie dem Ereignis entgegeneilen. Carvalho konzentrierte sich auf das Abheben des Flugzeugs, den schnell entschwindenden Anblick von Las Vegas, das wie eine Pappkulisserie mitten aus der Wüste aufragte, und auf die Vorbereitung des Augenblicks, an dem die Boeing über Zabriskie Point und Death Valley hinwegfliegen würde. Carvalho war schon mehrmals zu diesen Orten gepilgert, fasziniert von der sogenannten Ästhetik der stumpfen Borsalz-Hügel, deren Weiß sich zunehmend dunkelviolett tönnte, je mehr der Abend sie einfärbte, und angezogen vom lockenden Trichter des Death

Valley mit seinen schwefligen Tümpeln und glitzernden Salzkrusten. Vom Flugzeug, aus der Vogelperspektive, zeichnete sich die absurde Großartigkeit einer Landschaft ab, die geologisch betrachtet ein Trümmerfeld war und dennoch auf ihn wirkte wie eine wollüstige Sirene. Gerne hätte er sich mit dem Fallschirm hineingestürzt, ausgerüstet mit einem Tornister voller Wunderdinge, wie sie aus Hemingways Tornistern zum Vorschein kommen: Dosen mit weißen Bohnen und geräuchertem Speck vor allem. Irgendetwas hemmte Carvalho jedoch, wie sonst seinem einsamen und geheimen Laster zu frönen. Etwas, das in seiner Umgebung vorging, wirkte wie ein Störgeräusch in einer Radiosendung. Etwas, das jemand sagte, oder die Art, wie er es sagte. Der Störungsherd lag ganz in seiner Nähe, befand sich direkt an seiner Seite. Seine beiden Sitznachbarn unterhielten sich über Spanien, und einer von ihnen sprach Englisch mit eindeutig katalanischem Akzent.

»Merkwürdig, daß Sie in den acht Jahren Ihres Aufenthaltes auf der Militärbasis von Rota kein Spanisch gelernt haben.«

»Diese Militärbasen sind völlig unabhängig vom Land. Einheimische arbeiten bei uns nur in der Putzkolonie oder als ...«

Der Amerikaner lachte und machte eine eindeutige Geste, die er wahrscheinlich in einer Bar in Cádiz gelernt hatte. Der Katalane übergang die Unverschämtheit und brachte das Gespräch wieder auf geschäftliche Themen. Der Amerikaner besaß eine kleine Firma für Sportartikel und machte eine Inspektionsreise zu seinen Konzessionsinhabern. Die Welt zerfiel für ihn in Kunden und Nichtkunden. Selbst die kommunistischen Chinesen waren für ihn Ausnahmewesen, da sie ihm via Hongkong Wanderausrüstungen abkauften. Kubaner, Brasilianer und Franzosen hingegen konnte er nicht ausstehen. Es war ihm noch nicht einmal gelungen, ihnen eine Feldflasche zu verkaufen. Während er Ethik und Kaufverhalten der

verschiedenen Gemeinschaften pries, klatschte er zu seinem jeweiligen Urteil in die Hände und rief »olé«, offensichtlich in einer sprachlichen Verbeugung vor der Heimat seines Gegenübers. Was diesen betraf, so resümierte er rasch und präzise seine Aufgabe. Er sei Manager bei Petnay, einem der größten multinationalen Konzerne der Welt, und zuständig für Spanien und irgendeine Region Lateinamerikas. Häufig reise er auch in die Vereinigten Staaten, um Gespräche mit der Konzernzentrale zu führen und sich im Marketing auf den neuesten Stand zu bringen.

»Wir Amerikaner verstehen was vom Verkaufen!«

»Das würde ich etwas anders ausdrücken. In Wirklichkeit seid ihr Amerikaner einfach politisch in der Lage, die andern zum Kaufen zu zwingen.«

»Ein Gesetz der Weltgeschichte, mein Freund! Ihr Spanier habt euer Imperium gehabt – und was ist davon geblieben? Oder vom Römischen Reich! Die Apachen zum Beispiel hatten einmal ein richtiges Imperium, da staunen Sie, was?! Und die amerikanische Zivilisation wird eines Tages genauso untergehen, dann sieht unser ganzes Land so aus wie dort unten.«

Der Amerikaner wies mit dem Kinn auf die öde Geologie der Todeswüste. Nun mischte sich Carvalho laut auf spanisch ein:

»Stellen Sie sich vor, wie viele Feldflaschen unser Freund dann verkaufen könnte!«

Der Katalane wandte sich eilends dem Ursprung der Stimme zu und brach in Gelächter aus.

»Wie klein ist doch die Welt! Da sitzt doch tatsächlich ein Spanier neben mir! Herzlichen Glückwunsch! Mein Name ist Antonio Jaumá, ich bin Manager.«

»Pepe Carvalho, Reisender.«

Der Katalane stellte auch seinen bisherigen Gesprächspartner vor, der ein kurzes Inventar seiner

patriotischen Lobeshymnen vom Stapel ließ, während er Carvalhos Hand schüttelte.

»España! Bonita! Olé! Manzanilla! Puerto de Santa María!«

Jaumá unterbrach ihn, an Carvalho gewandt.

»In was reisen Sie?«

Jaumá war ein schlanker, nicht gerade groß gewachsener Mann mit der Hautfarbe eines sephardischen Juden und der Nase eines Antiquitätenhändlers aus Istanbul. In den glänzenden dunklen Augen lag eine gewisse Unerbittlichkeit, und eine Glatze lag als Korridor zwischen Hügeln von schwarzem, krausem Haar.

»Spielautomaten. Darum reise ich häufig nach Las Vegas.«

»Und Sie wohnen in San Francisco?«

»In Berkeley. Nebenbei besuche ich an der Universität einen Kurs über Urbanistik.«

»Und aus welcher Ecke Spaniens kommen Sie?«

»Gebürtig bin ich aus Galicien, habe aber fast immer in Barcelona gelebt.«

»Hombre, dann wohnen wir ja in derselben Stadt! Dieser Señor hier und ich, wir wohnen in derselben Stadt!« erklärte er dem Nordamerikaner, der die Nachricht mit komischer Ernsthaftigkeit aufnahm. Jaumá schilderte Carvalho kurz und bündig seinen Werdegang. Jurastudium. Als junger Mensch Reise in die Vereinigten Staaten. Gezwungen, Arbeit im Straßenbau anzunehmen und in den Cafeterias der Bronx Hot Dogs zu verkaufen. Dann Heirat mit einer ehemaligen Studienkollegin. Angespante finanzielle Situation.

»Oft mußten wir uns abends ein kleines Omelett und einen Fingerhut voll Whisky teilen.«

Unverhofft, durch Vermittlung eines Verwandten seiner Frau, eines an der spanischen Botschaft in Washington akkreditierten Militärs, ein Job bei Petnay. Monate später die Zuständigkeit für Spanien.

»Wie Groucho Marx sagen würde: So begann meine Karriere, vom absoluten Elend direkt ins Nichts.«

»Ins Nichts?«

»Ja, ins Nichts! Ein Manager verdient nie genug, um eines Tages sagen zu können: Licht aus, ich hau ab. Man muss ständig die Jahresbilanzen im Auge behalten und monatlich mit neuen Schikanen seitens der Unternehmer rechnen. Mir steht 's bis hier! Gestern abend mußte ich zu einem Firmenessen für das Top-Management aus der ganzen Welt. Gegen die gesamten Juwelen der Damen wäre Ali Babas Höhle ein Witz gewesen. Das ist die eine Seite, das Pack da oben. Die andere Seite, das ist der Druck der Arbeiter. Sie haben keine Vorstellung, was es bedeutet, in der Realität der Arbeitswelt von Spanien oder Lateinamerika die Firma zu vertreten. Bei den Konflikten brauchen Sie einen eisernen Magen.«

»Und wie läuft es für Sie?«

»Im Moment gut. Unsere Firma zahlt etwas höhere Löhne als landesüblich und bekommt Zuschüsse aus den USA. Das erleichtert die Sache. Aber mir graut heute schon vor dem Tag, an dem es zu einer Krise kommt und ich den harten Chef spielen muß. Verstehen Sie?«

»Sie haben die Moral eines Linken.«

»Stört Sie das?«

»Es kümmert mich nicht. Ich hatte auch meine Utopien, aber heute sind nur ein paar Verdauungsorgane übrig, von denen ich sehr guten Gebrauch mache.«

»Phantastisch, Carvalho! Sie sind ein Kerl mit *cojones*!«

Die theatralische Ader der Person war unverkennbar. Er ruderte begeistert mit den Armen, schob das scharfgeschnittene Gesicht vor und rief:

»Diese Begegnung muß gefeiert werden! Sie sind heute abend mein Gast. Im Aliotto, am Fisherman's Wharf. Kennen Sie das?«

»Ja.«

»Ich wohne im *Holiday Inn*, in der Market Street. Treffen wir uns doch um neun, direkt im Restaurant! Ach, Carvalho! Eine glückliche Begegnung, einfach so und völlig unverhofft! Vielleicht haben wir gemeinsame Bekannte? Obwohl, Sie sehen etwas jünger aus als ich. Haben Sie in Barcelona studiert?«

»Ja, Philosophie.«

»Und jetzt reisen Sie in Spielautomaten? Sie sind ein Prophet! Mein Freund hier ist ein Prophet!«

Der Amerikaner nickte bewundernd und beugte sich vor, um Carvalho genau zu betrachten und nach äußeren Anzeichen seiner okkulten Kräfte zu suchen.

»Stellen Sie sich vor, wie viele Dinge uns verbinden könnten! Wir sollten eine Liste der Frauen aufstellen, die wir gehabt haben, und dann vergleichen wir! Vielleicht verbindet uns eine parallele Sexualgeschichte?«

»Oder eine konvergente.«

»Oder eine konvergente, genau! Gestern abend mobilisierte Petnay die tollsten Callgirls von ganz Las Vegas, und das Ganze endete mit einer Riesenvögelei auf höchster Ebene, draußen im *Sands*, in Sinatras Hotel. Ich verschwand mit zwei schwarzen Frauen auf meinem Zimmer, die mir wieder einmal die Überlegenheit ihrer Rasse bewiesen haben. Was für Exemplare, Carvalho! Was würde aus mir, wenn ich nicht ab und zu einen draufmachen könnte! Die Amis verstehen es wirklich, ihre Leute zu Höchstleistungen anzustacheln und kurz vor dem Zusammenbruch zu belohnen, damit sie Atem holen und leistungsfähig bleiben. Das psychologische Grundprinzip von Taylor und Ford. Ein Rezept, das ich mir immer wieder selbst verordne. Anders könnte ich den täglichen Schiffbruch in der Einsamkeit nicht verkraften. In der Einsamkeit des Managers.«

Als hätten sich die Dämpfe der alten Vulkane in kalten feuchten Nebel verwandelt, steigen von der grauen Erde an jedem Wintermorgen Nebelschwaden auf, die sich auf der

alten Geometrie der Mietskasernen von Vic niederschlagen. Aus der Stadt durch den warmen Atem der ersten offenen Hauseingänge vertrieben, hält sich der Nebel an den weißgetünchten Lehmziegelhäuschen schadlos, die den Übergang zwischen der alten Stadt und ihrer grauen Tuffkegellandschaft markieren. In diesen Morgenstunden überblickt man noch nicht vollständig den Schauplatz einer prähistorischen Katastrophe, eines begrenzten Weltuntergangs, der irgendwann einmal in der heute sogenannten Ebene von Vic stattgefunden haben muß und dieses aschebedeckte, mit zurückhaltenden Hügeln aus versteinerter Asche übersäte Gelände hinterlassen hat. Man sieht auch noch nicht die Häuser aus nacktem dunklem Stein unter Dächern, die die Stirnen runzeln, wohl wegen des Regens oder auch, um den Ernst einer Stadt zu unterstreichen, die von einem ihrer Schriftsteller die »Stadt der Heiligen« genannt wurde. Die Priester haben ihre weitläufigen, nach Wachs und Marzipan duftenden Höhlen noch nicht verlassen. Die einzigen menschlichen Angebote sind Bäuerinnen auf dem Weg zum Markt und Arbeiter, die zur Stadt hinaus fahren, unterwegs zu Wurst- oder Möbelfabriken, Ziegeleien und Kunststeinwerken. Wie wahre Werkzeuge der Kälte zucken die Fahrräder mit ihrem verrückten Licht hin und her, nervös beobachtet von den qualmenden Augen der Autoscheinwerfer oder dem Eisberg eines Lastwagens, von dem nur die Stirn eines riesigen würfelförmigen Tieres aus dem Nebel ragt.

Der Nebel ist nicht das einzige Hindernis auf dem Weg zur Arbeit. Es gibt wenige Möglichkeiten, eine außerplanmäßige Wartezeit am Bahnübergang zu vermeiden. Wer jeden Morgen die Strecke fährt, nimmt das rote Licht der Ampel als perfekt einkalkuliertes und altgewohntes Risiko hin. Wer mit dem Fahrrad oder Moped unterwegs ist, setzt einen Fuß auf die Erde und hält das Zweirad zwischen den Beinen, als sei es ihnen eingeschlafen. Wer im Auto sitzt, setzt den Wischer oder das

Gebläse in Gang, um die Frontscheibe frei zu bekommen. Kaum einer verläßt das warme Auto, um die Scheibe von Hand freizukratzen oder die Antenne herauszuziehen. Es überrascht immer wieder, daß um diese frühe Uhrzeit Radiostationen auf Sendung sind und Sprecher mit dem Mund voll Kaffee und früher Morgenstund' eine gewisse Fröhlichkeit bewahren, um den guten Sound ihrer Schallplatten mit Erfolg zu verkaufen.

»Welche Temperatur meldet La Coruña? Zwei Grad unter Null.«

»Granada? Granada bitte! Keine Verbindung.«

»Bilbao? Zwei Grad plus und Wind vom Golf von Biskaya.«

Schon haben es die Männer des Meeres gehört. Widrige Winde auf dem Golf von Biskaya.

»Barcelona? Welche Temperatur habt ihr? Vier Grad und 87 % relative Luftfeuchtigkeit.«

Und Vic? fragt sich der Mann. Bestimmt unter Null. Wo sie in Barcelona vier Grad haben. Er ertappt sich dabei, wie er sich auf die Finger haucht, wie damals als Kind, und er muß lachen, während ihm der nostalgische Geschmack von schlaftrunken in Milchkaffee gestipptem Brot in die Kehle steigt. Ach, die Erinnerungen! Irgendwelche Dinge lösen manchmal einen Wirbel von Bildfragmenten aus.

»*Joan, no emprenyis més i pren-te la llet!* Joan, hör auf mit dem Blödsinn und trink endlich deine Milch!« hat sein Großvater immer zu ihm gesagt. Was auch er selbst zu seinen Kindern sagen könnte, Tag für Tag, vor allem zu dem Faulpelz Oriol.

»*Oriol, un dia m'acabarás la paciència i et fotaré un calbot.* Joan, eines Tages reißt mir der Geduldsfaden und du kriegst eine ins Genick!«

Er lacht. Der Junge setzt dann die Miene eines stolzen Mannes auf, der sich nur dem Druck der Umstände beugt, und schlürft formvollendet, ja verächtlich seine Milch. Die Morgenmilch trinken, die Hände um die Schale gelegt, um

die geheimnisvolle Wärme aufzunehmen, die vom Erdmittelpunkt in sie aufzusteigen scheint. Ich will keine von diesen Tassen, sagte er neulich zu seiner Frau, als er sah, daß sie Duralex-Geschirr gekauft hatte. Nicht für die Milch! Du mit deinen Marotten. Schau, ich weiß nicht warum, aber wenn ich die Milch nicht aus einer Schale trinke, schmeckt sie mir nicht, vor allem nicht die Morgenmilch. Wer die Dinger dann abspülen muß, bin ich, außerdem platzt die Glasur ab und sie sind dauernd versifft, spiel du nur den feinen Herrn, aber ...

»*S'ha acabat el bróquil! La llet en taça i no en parlem més!* Schluß damit! Die Milch wird aus der Schale getrunken, und damit basta!«

Ab und zu muß man ein Machtwort sprechen, sonst tanzen sie einem auf der Nase herum. Ich weiß schon, daß es eine Marotte ist, aber man hat schließlich nicht so viele, daß man sich diese eine nicht erlauben könnte. Die Milchschaale gibt ihm die Kindheit zurück, Gesichter steigen aus der Tiefe auf, fast unmöglich, sie wieder ganz lebendig werden zu lassen. Das Tantchen: »*Joan, farás tard a l'escola.* Joan, du kommst zu spät zur Schule!« Der Großvater: »*Joan, no emprenyis més ...* Joan, Schluß mit dem Bödsinn ...« Die schwachen Lichter der ersten Glühbirnen des Vallès mit 15 oder 25 Watt wurden sorgfältig gelöscht, sobald sich die erste Helligkeit zeigte, als herrschte ein ständiger Kampf zwischen dem elektrischen Strom und den Bauern, die sich vor den Kosten fürchteten. Heute achtet keiner mehr darauf. Zehn eingeschaltete Lichter auf einmal, und die Rechnungen steigen und steigen. Darüber macht sie sich keine Gedanken, nein, das sind keine Marotten. Nein, aber er wird kritisiert, weil er die Milch aus der Schale trinken will. Die Oma ermahnte sie immer, die Speisekammer gut abzuschließen, weil nachts die Sprecher aus dem Radioapparat kommen und alles aufessen würden, was sie finden. Er lachte, bis ihm schließlich die Tränen kamen. Die rote Ampel knöpfte noch immer den Nebel zu, und er

streckte und reckte sich lange genug, um zu bemerken, daß sein Geschlecht angeschwollen war. Er betastete es mit einem gewissen Stolz und spürte dabei ein inneres Kitzeln. Ich muß pissen. Vom erwarteten Zug war noch nichts zu hören, und am Straßenrand ahnte er genügend Büsche und Nebel, um sicher zu sein, daß er in Ruhe pinkeln kann, geschützt vor den Blicken der Schlange von Autos, Motorrädern, Fahrrädern und Lkw, die auf die Durchfahrt des Zuges warteten. Die Drohung der Kälte und die Möglichkeit, daß der Zug plötzlich auftauchte, ließen ihn eine letzte Probe machen: Er strengte sich an zu pissen und preßte dann die Schließmuskeln zusammen, um den verborgenen Fluß einzuhalten. Es gelang ihm jedoch nicht ganz, und ein paar Tropfen hüpfen wie aufgeregte Funken goldgelben Wassers auf das Schweiß Tuch der Unterhose.

Es half also alles nichts. Er sprang aus dem Auto, zog die Schultern hoch, wie um den Körper gegen das Gewicht der Kälte zu stemmen, und verschwand mit kleinen Sprüngen, die elastisch wirken sollten, hinter dem Straßenrand im Gebüsch. Er sah sich mehrmals um und prüfte, ob ihn die auf der Straße Wartenden sehen könnten. Der verborgene Fluß verlangte dringend nach Befreiung, als genösse er die sadistische Erpressung seines Herrn und Sklaven. »Schon gut, schon gut«, sagte der Mann halblaut. Seine Augen hatten bereits den breiten Stamm einer Linde ausgemacht, und die Finger zogen den Reißverschluß nach unten. Als suchte er nach einem lebendigen, zarten und mit Vorsicht zu behandelnden Wesen, vielleicht einer Taube, steckte er seine rechte Hand in den Schritt, drang zum Eingriff des Slips vor und umfasste das heiße, kraftvolle Geschlecht. Ohne die Blicke nach rechts und links, vorn und hinten zu vergessen, spannte der Mann sein Glied mit zwei Fingern, während die übrigen ein Dach über ihm bildeten, besser gesagt, einen Baldachin für die quasi religiöse Andacht, mit der er sein Wasser ließ. Je mehr der drangvolle Druck nachließ, desto euphorischer wurde er und war schon nicht

mehr besorgt, ob jemand zuschaute oder nicht. Er versuchte, den Stamm nach einem bestimmten System zu benässen, aber sein Blick blieb hängen an einer ungewöhnlichen, am Boden liegenden, fast in der Erde versunkenen Form, die unter seinem Strahl langsam Konturen annahm. Die elektrische Spitze des Urins legte die Form frei, und vor den immer größer werdenden Augen von Joan Gubern kam eine Hand zum Vorschein. Sein Blick hielt einen Moment lang inne, wie um nach einer vernünftigen Erklärung zu suchen, dann aber setzte er sich in Bewegung und eilte von der Hand zu dem schmutzbedeckten Jackettärmel samt dem Männerarm und weiter zum ganzen Jackett samt dem Mann und schließlich zu dem ganzen Mann, der auf dem Bauch lag, fast verborgen von Erde, Rauhreif und Gestrüpp. Joan Guberns Geschlecht hing schlaff herab und schrumpfte bei der Kälte in einem Tempo, das nicht mehr menschlich zu nennen war. Er dachte: Ich muß schreien, aber ihn bremste das Donnern des Zuges und die Erinnerung an sein Auto, das noch auf der Straße stand und nun den Verkehr behinderte. Den Penis lieblos in seine Hülle stopfend, eilte er im Laufschrift zurück.

»Ich wollte eben zu meinem Büro fahren. Ist die Sache so dringend, daß Sie nach Vallvidrera heraufkommen?«

Carvalho fragt, ohne dem anderen einen Platz anzubieten. Er fühlt sich wie ein Tier überrascht in seiner Höhle, und die Augen des Detektivs wandern von einem Beweis der Unordnung zum andern: schmutziges Geschirr vom Vorabend auf dem Klapptischchen; die Schallplatte eingeschlafen auf dem Plattenteller, fern ihrer Hülle, die auf dem Fußboden liegt; der übervolle Aschenbecher neben dem Sofa und das aufgeschlagene Buch am Boden, mit Ascheresten beschmutzt. Als erstes löst er das Problem des Buches. Er klappt es zu und wirft es auf ein zwei Meter entferntes Regal. Der Aschenbecher verschwindet mit einem Fußtritt unter dem Sofa, und fast zeitgleich türmt Carvalho

Tassen und Teller aufeinander und trägt sie in die Küche. Als er zurückkehrt, hat sein Besucher das Buch vom Regal genommen, blättert darin und pustet zwischen die Seiten, um sie von Ascheresten zu befreien.

»Seien Sie unbesorgt! Es ist nur ein Buch.«

Der andere lächelt ihm in rätselhafter Komplizenschaft zu. Um die vierzig, denkt Carvalho, aber das Gesicht jung geblieben. Ein Pullover und die flatternden Spitzen eines nicht allzu steifen Kragens. Ein Junge, der bei der Gestik von James Dean stehengeblieben ist, sagt sich Carvalho, als er sieht, wie der andere seine Hände in die Hosentaschen steckt, die Schultern hochzieht und kindlich grinst, während er mit gewollt schelmischem Blick die Bücher im Regal mustert.

»Es gibt Schlimmeres als Bücher, Señor Carvalho. Sie sind sehr gut ausgestattet. Zahlen Sie viel für die Miete Ihres Häuschens?«

»Ich glaube, es ist zu kaufen.«

»Das glauben Sie nur?«

Carvalho tritt an das große Panoramafenster und überzeugt sich, daß das Vallès immer noch dort ist, wo es am Abend zuvor war. Dann hält sein Blick bei dem Auto inne, das am Fuß der Gartentreppe steht, und dem Mann, der am Auto lehnt und wartet.

»Sie sind mit Ihrem Chauffeur gekommen?«

»Ich besitze weder einen Chauffeur noch ein Auto. Ich habe so gut wie gar nichts. Ein paar Pullover; ab und zu ein Mädchen; Freunde, nicht viele; Sprachkenntnisse, Deutsch zum Beispiel.«

»Halten Sie mich für eine Arbeitsvermittlung?«

»Nein. Ich bin gekommen, um mit Ihnen über einen gemeinsamen Freund zu sprechen. Antonio Jaumá.«

»Ihr Freund mag er ja sein. Meiner ist es nicht. Ich kenne keinen Jaumá. Oder doch – ich kannte einmal einen, der so hieß; er war ein Studienkollege, Pädagoge, schlank, groß,

progressiver Christ, unvergeßlich. Aber er hieß nicht Antonio.«

»Antonio Jaumá war nicht sehr groß und kein Pädagoge, sondern Topmanager eines internationalen Konzerns; er war auch kein Christ und eher im vitalen als im politischen Sinne fortschrittlich. Anscheinend hatte er großes Vertrauen zu Ihnen. Ich will Ihnen sagen, wie und wo Sie sich kennengelernt haben: in den Vereinigten Staaten, im Flugzeug, auf einem Linienflug zwischen Las Vegas und San Francisco.«

»Der Manager!«

Der amüsierte Ausdruck, der auf Carvalhos Gesicht erschienen war, hatte seinen Besucher weder er- noch entmutigt. Seine wiederholten Blicke auf einen Stuhl zwangen Carvalho zu einer Einladung. Kaum saß er, zündete er sich bedächtig und mit technischer Perfektion eine Zigarette an, setzte zur Einleitung seiner Geschichte eine persönliche und geheimnisvolle Miene auf und erzählte Carvalho das Kapitel der Begegnung mit Jaumá im Flugzeug über der Mojave-Wüste. Ein Romancier der oralen Zunft, befürchtete Carvalho, gewohnheitsmäßiger Alleinunterhalter einer Gesprächsrunde von Schweigsamen, die mehr oder weniger an seinen Lippen hingen. Gebildet und fortschrittlich, aber verarmt, dachte Carvalho und erwartete, daß die Geschichte seines Gegenübers mit einem Paukenschlag enden würde, dem Finale einer eintönig erzählten Geschichte, die in der letzten Zeile all ihre Aussagen herausschleuderte.

»Die Sache ist die ...«

Eine dichte Qualmwolke entströmt flach, wie ein graues Laken, dem Munde des Besuchers.

»... Antonio Jaumá wurde ermordet.«

Noch hatte er nicht alles gesagt, denn seine Augen, die zunächst schelmisch und jetzt ernst schauten, suchten vage nach irgendetwas, wahrscheinlich nach einem Halt, um fortzufahren.

»Auf jeden Fall ist er tot.«

»Ehrlich gesagt, mich interessiert vor allem der Umstand, daß er ermordet wurde. Daß er tot ist, ist nur die logische Konsequenz daraus. Wie? Wann? Wo?«

»Ein Schuß in den Rücken, genau in Höhe des Herzens. Volltreffer! Man fand die Leiche in einem Gestrüpp in der Nähe von Vic. Nach Auskunft des Pathologen lag sie nur wenige Stunden dort, genauer gesagt, sie wurde ein paar Stunden vor Tagesanbruch dort abgelegt.«

»Was sagt die Polizei?«

»Ein Konflikt mit einem Zuhälter. Sie wissen ja, daß Antonio ein Schürzenjäger war, im ältesten und unrühmlichsten Sinn des Wortes. Für die Polizei war der Fall sonnenklar. Auf einem seiner nächtlichen Streifzüge wurde er entweder überfallen und setzte sich zur Wehr, oder er hatte einen Zusammenstoß mit einem gemeingefährlichen Zuhälter. Die Leiche stank nach einem Intimwässerchen für Damen, von der allerintimsten Sorte: *Eau lustrale pour l'hygiène intime*. Im übrigen war der Tote fast vollständig bekleidet, allerdings fehlte ein ganz elementares Kleidungsstück: die Unterhose. Wohl als Ausgleich dafür steckte ein Schlüpfer in seiner Tasche.«

»Eine Orgie also. Scheint ein klarer Fall zu sein.«

»Ich bin nicht dieser Ansicht. Auch die Witwe nicht.«

»Das will nichts heißen. Sie wäre nicht die erste Witwe, die sich weigert zu glauben, daß ihr Mann ein Doppelleben geführt hat.«

»In Conchas Fall mag das stimmen. Sie ist ein wohlerzogenes Mädchen aus Valladolid und hat Antonios Erotomanie nie ernst genommen. Aber ich selbst glaube ebenso wenig, daß die Sache so einfach ist.«

»Warum?«

»Unsere Phantasie wird heute sehr vom Kino geprägt, und wir alle haben mehr als genug Filme gesehen, in denen eine falsche Spur gelegt wird, um die wahren Ursachen und

Ziele eines Mordes zu verschleiern. Kennen Sie die gängigste Methode?»

»Man schüttet dem Ermordeten eine halbe Flasche Whisky oder Cognac in den Hals, damit es aussieht, als hätte er sich betrunken.«

»Großartig, Señor Carvalho! Im Fall von Jaumá ging man, wie ich glaube, genau auf diese Weise vor.«

»Roch er nach Alkohol?»

»Nein, aber nach einer Art Kölnisch Wasser für weibliche Intimpflege! Als hätte man ein ganzes Faß über ihn geschüttet.«

»Haben Sie die Polizei darauf hingewiesen?»

»Ich pflege keinen Umgang mit der Polizei. Ich habe lange Jahre im Exil in Osteuropa gelebt, und mein rechtlicher Status in diesem Lande ist bis heute nicht vollständig geklärt. Aber ich habe Concha veranlaßt, dies zu tun und auch einen Anwalt einzuschalten. Weder die Polizei noch der Anwalt maßen der Sache die geringste Bedeutung bei. Aber Concha ist entschlossen, den Fall untersuchen zu lassen. Und da fiel mir ein, daß Jaumá Ihren Namen öfter erwähnte, er war manchmal sogar drauf und dran, Sie anzurufen und mit der Untersuchung einiger Fälle von Industriespionage zu beauftragen. Jaumá war ein unglaublich wichtiger Manager von Petnay. Er war der Repräsentant des multinationalen Konzerns für ganz Südeuropa und wurde manchmal sogar auf Inspektionsreisen nach Südamerika geschickt.«

»Ich verstehe nicht, warum sich ein so wichtiger Mann wie Jaumá nach so langer Zeit an jemanden wie mich erinnert hat, eine zufällige und fast schwachsinnige Begegnung über dem Death Valley, ein Essen am Fisherman's Wharf in San Francisco, genauer gesagt im Lokal von Bürgermeister Aliotto, der ein waschechter Mafioso war. Am Ende gab es noch einen gemeinsamen Ausflug, bei dem ich mich auf französisch verabschiedete. Für mich ist der Tod von Jaumá nicht halb so rätselhaft wie

die Tatsache, daß Sie mich hier aufgespürt haben und wissen, daß ich Privatdetektiv bin. Als Jaumá mich kennenlernte, lebte ich noch in den Vereinigten Staaten.«

»Jaumá hat uns alles ganz leicht gemacht. In seinem Kalender fanden wir Ihren Namen, drei mögliche Adressen und den Auftrag an eine seiner Sekretärinnen, sofort mit Ihnen Kontakt aufzunehmen.«

»Drei Adressen?«

»Diese hier, die Ihres Büros an den Ramblas und die Ihrer Freundin: Rosario García López alias Charo.«

»Warum suchte er mich?«

»Das ist ein weiteres Rätsel. Ein Teil des großen Rätsels. Wahrscheinlich hatte es mit dem Konzern zu tun.«

»War er eifersüchtig? Könnte er vermutet haben, seine Frau habe einen Liebhaber?«

»Wer, Concha?«

Zum erstenmal wirkte der reife Junge im Pullover überrascht.

Bei dem Abendessen in Aliottos Lokal gab es eine dritte Gestalt: Dieter Rhomberg, Generalinspektor von Petnay für das Gebiet der USA. Carvalho fuhr auf der Spielzeugstraßenbahn der Power Street zum Fisherman's Wharf und hatte genügend Zeit, um noch etwas zu bummeln. Die Gehwege wimmelten von Leuten, die Undergroundzeitschriften anboten, von Folksängern und langmähnigen Handwerkern der billigsten und überflüssigsten Metiers: Hersteller von Halsketten aus Sonnenblumenkernen, Messingschmiede, Poeten des handbetriebenen Umdruckers und Malern des Halbmonds, der jenseits der Golden-Gate-Brücke über den Himmel segelte, als sei er entschlossen, aus freien Stücken unterzugehen. Carvalho widerstand der Versuchung, eine Tüte gekochter Krebse als Vorspeise zu nehmen, weil er fühlte, daß sein Magen mittlerweile dem Abenteuer eines ernsthaften Essens entgegenfieberte. Fliegende Händler

boten den Passanten Papiertütchen mit Meeresfrüchten an, eine Art Trostpflaster dafür, daß sie nicht in die großen Restaurants gehen konnten, die hinter ihnen aufragten, oder eine Art Reklame, um dem Passanten Appetit auf Größeres zu machen. Carvalho blieb keine Zeit mehr zu überlegen. Aus einem Taxi stieg Jaumá, begleitet von einem eindeutigen Deutschen. Kaum hatte er einen Fuß auf die Erde gesetzt, überraschte Jaumá selbst die hartgesottensten Hippies mit theatralischem Armeschwenken und dem Ausruf:

»Carvalho! *Por la langosta hacia Dios!* Langusten schlemmen heißt Gott erkennen!«

Auch die Vorstellung des Deutschen erledigte er auf seine ganz eigene Art:

»Dieter Rhomberg. Der dritte Mann von Petnay in meinem Produktbereich. Das heißt mächtiger als Franco. Und er will uns heute abend einladen!«

»Ich?«

Der Deutsche schien eher überrascht als unangenehm berührt zu sein.

»Du mußt den Sieg deiner Partei feiern! Obwohl Rhomberg ein verfluchter Kapitalistenknecht ist, steht er links, auf der Seite der Sozialisten. Er unterstützt die Jusos in der SPD.«

»Ich nehme an, das interessiert deinen Freund ganz außerordentlich«, erwiderte der Deutsche mit höflicher Entrüstung.

»Mein Freund ist schließlich CIA-Agent.«

Carvalhos Magen drehte sich in seiner Höhle. In Jaumás Augen las er, daß er scherzte, aber das Wort war heraus.

»Ja, ja, er ist bei der CIA. Was für einen Grund gäbe es sonst für einen Galicier, regelmäßig zwischen Las Vegas und San Francisco hin- und herzufliegen?«

»Na, er könnte zum Beispiel Croupier sein.«

»Genau, das ist er. Croupier bei der CIA!«

»Aber warum unbedingt bei der CIA?«

»Weil die CIA in Spanien nur Leute aus Galicien anwirbt. Nachzulesen bei Reader's Digest.«

Jaumá lachte über seinen eigenen Scherz und schob seine Begleiter in Richtung Aliotto.

»Durch die Languste zur Gotteserkenntnis! Auf die Languste, das Vaterland und die Gerechtigkeit!«

Eine halbe Stunde später warteten sie noch immer auf die Austernsuppe und die Languste »Thermidor«, die Jaumá ohne lange zu fragen bestellt hatte. Inzwischen leerten sie zwei Flaschen gut gekühlten Riesling, und Jaumá verwickelte Rhomberg in eine Fachdiskussion über die Lage auf dem nordamerikanischen Markt und die Notwendigkeit, die Verpackung einiger Produkte von Petnay dem Geschmackscode anzupassen, den die Schaufenster von San Francisco erraten ließen.

»Allerdings ist mein Urteil erst dann endgültig, wenn ich die Geschäfte in Hollywood gesehen habe. In ein paar Straßen unterhalb von Beverly Hills befindet sich die weltweit wichtigste Ansammlung von First-Class-Läden; wichtiger als die von Paris und New York.«

»Was produziert Petnay eigentlich?«

»Parfüm, Liköre, pharmazeutische Produkte.«

Da es nicht aussah, als wollte der Deutsche die Liste fortsetzen, fuhr Jaumá fort:

»Jagdflugzeuge, Bomber, High-Tech-Nachrichtensysteme – *supersophisticated*, wie es im einschlägigen Jargon heißt –, Papier, Zeitschriften, Zeitungen, Politiker, Revolutionäre ... all das produziert Petnay. Selbst die Languste, die wir gleich verzehren, könnte von Petnay stammen, falls sie tiefgefroren war. Petnay besitzt eine der größten Fischereiketten der Welt. Konsortien in Japan, Grönland, den USA, Senegal und Marokko. Hier in diesem Lokal könnte buchstäblich alles von Petnay sein. Von dem in Kalifornien gefälschten französischen Wein bis hin zu Herrn Rhomberg und meiner Wenigkeit.«

Die Austernsuppe war aus der Tüte, wie Jaumá meinte. Aus der Dose, korrigierte ihn Carvalho.

»Austernsuppe aus der Tüte gibt es nicht.«

Carvalho und Jaumá hielten sich an den Kodex und verzichteten auf Wein zur Suppe; Rhomberg hingegen leerte zügig eine ganze Flasche, nach dem Motto: einen Löffel Suppe, ein Glas eisgekühlten Weißwein. Jaumá rechtfertigte seine Entscheidung für die Languste »Thermidor« damit, daß bei dieser Zubereitungsart die Fadheit der Yankee-Langusten am besten kaschiert werde.

»Groß, aber ohne Geschmack. Carvalho, Sie müssen mich mal in meinem Landhaus in Port de la Selva besuchen, an der Costa Brava! Man muss zur Fischversteigerung nach Llansá fahren, dort sieht man Langusten, lebendige, rote, nicht allzu groß, noch richtig gefangen, nicht aus Zuchtkästen. Rabiante Biester, die man ganz vorsichtig aufbrechen muß, damit ... Wetten, daß Sie nicht wissen, wozu, Carvalho?«

»Damit sie ihren Saft nicht verlieren, das heißt, ihr Blut. Das, was ihnen Geschmack verleiht. Außerdem sollte man den Eingeweideschlauch in einem Stück entfernen. Es geht leicht, wenn man vom After her zieht, der sich in der mittleren Schwanzflosse befindet.«

»Unglaublich!«

Der Deutsche lachte. Der Weißwein bewirkte bei ihm, daß sein Gesicht feuerrot wurde.

»Die Kochkunst und die Frauen haben uns über die Trostlosigkeit der Francozeit hinweggerettet«, rief Jaumá laut, zur allgemeinen Überraschung, und wiederholte seinen Ausruf auf englisch, wobei er sich dem Tisch mit den meisten Leuten zuwandte: vier bläßlichen Ehepaaren, die Männer in karierten grünen Anzügen und die Frauen gekleidet wie Piper Laurie in »Seine Majestät der Dieb«. Rhomberg war bereits betrunken genug, um die Szene nicht peinlich zu finden. Er ließ mehrfach den Sozialismus

hochleben und hob sein Glas auf den baldigen Sturz Francos.

»Kaum zu glauben, daß die Spanier ihn so lange ausgehalten haben.«

Die anklagende Bemerkung galt Carvalho.

»Machen Sie sich lieber Gedanken über den Wachhund des Westens, den Sie bei sich zu Hause haben: Willy Brandt!«

»Was haben Sie an Willy auszusetzen? Die Spanier haben kein Recht, irgend jemanden zu kritisieren! Dreißig Jahre lang einen Franco auszuhalten!«

»Ihr habt ihn uns als Reliquie hinterlassen! Ihr habt ihm ermöglicht, den Krieg zu gewinnen!«

Carvalho ärgerte sich über sich selbst. Er haßte leidenschaftliche Auftritte. Die masochistische Tendenz starker Männer und Völker bewirkte, daß der Deutsche den Schwanz einzog, und Jaumá, betrunken und frivol, setzte triumphierend den Fuß auf seine Leiche und rief:

»Heut nacht treiben wir 's mit fünfhundert Weibern! Rhomberg schafft sie alle. Haben Sie Rhombergs Schwanz gesehen?«

»Ich hatte nicht das Vergnügen.«

»Ich habe ihn gesehen, auf Mykonos, an einem Strand, der sich Super Paradise nennt. Wir verbrachten dort zusammen den Sommerurlaub, mit beiden Familien. Wo Rhomberg zuschlägt, wächst kein Gras mehr!«

Rhomberg lachte und wurde rot, was die Weinröte seines Gesichts noch verstärkte.

»Petnay bezahlt! Fünfhundert Girls! Vierhundertneunzig für Rhomberg, fünf für Carvalho und fünf für mich. Wir suchen uns solche mit kaputten Schneidezähnen, die blasen am besten. Und wenn die Zähne nicht kaputt sind, bringen wir sie zum Zahnarzt, damit er sie ihnen ganz zivilisiert rauszieht.«

Rhomberg bekam einen ernsthaften Rüffel dafür, daß er die Havannas im Hotel gelassen hatte. Die amerikanischen

Zigarren seien nicht zu rauchen, stellten Carvalho und Jaumá übereinstimmend fest. Glücklicherweise enthielt das Tabakrepertoire des Hotels ein paar akzeptable jamaikanische Macanudos, die Carvalho zu einer ernsthaften Meditation über die Kultur des Rauchens anregten.

»Sie sind perfekt gemacht, aber weit entfernt vom Aroma der Havanna.«

»Ich glaube, die Qualität der Verarbeitung auf Kuba hat nachgelassen. Die besten kubanischen Zigarren verkauft heutzutage Davidoff unter seinem Markennamen, aber die traditionellen Marken haben nachgelassen. Die Qualität des Tabaks dagegen ist nach wie vor unvergleichlich. Diese Macanudo ist ausgezeichnet in der Festigkeit und fühlt sich sehr gut an, aber riechen Sie mal, Carvalho, riechen Sie! Sie riecht nach gar nichts!«

Dann widmeten sie sich der Auswahl der Getränke. Rhomberg ließ sich einen Whisky Black Label kommen, Carvalho und Jaumá jedoch optierten für einen Marc de Bourgogne und danach für einen Marc de Champagne. Sie brachten sich in Stimmung für die Nacht, und mit den Jahren sollte sich Carvalho nur noch daran erinnern, daß er Stunden später in einem gepolsterten Zimmer die Augen aufschlug, in dem sich Jaumá mit drei nackten schwarzen Frauen vergnügte und Rhomberg neben einem weißen Mädchen schlief, das sich die Nägel schnitt, die Beine untergeschlagen und die Brüste sozusagen auf die Knie gestützt. Carvalho selbst hatte eine Frau unter sich. Sie betrachtete die Zimmerdecke und sumgte einen Slowfox.

Concha Hjar de Jaumá hatte traurige, vermutlich blau geäderte Brüste. Das eine ergab sich aus ihrer hängenden Lage. Die Spitzen dieser unzulänglichen Früchte des Bösen strebten auseinander, weg von einem allzu deutlich sichtbaren Brustbein. Das andere konnte man aus der Transparenz ihrer Haut schließen, die an Schläfen, Händen und Armen Blutströme zeigte. Die mitleiderregende Wirkung

dieser verzweigten Venen wurde vervollständigt durch die Halbtrauerringe unter ihren Witwenaugen, die ihr die Natur wie durch ein Wunder in wenigen Wochen hingezaubert hatte. Sie war in englischen Colleges und spanischen Kasernen erzogen worden, unter der taktischen Wachsamkeit eines Generals, der, obwohl eingefleischter Militär, wenig als solcher tätig war und als Mitglied zahlloser Aufsichtsräte ebenso wenig arbeitete. Reich und autoritär erzogen, kam das Mädchen nach Barcelona, um Medizin zu studieren (Dr. Puigvert hatte doch Papa einen Stein entfernt), und nach zwei Wochen hatte sie dank der Bemühungen des jungen Studenten Jaumá die Sexualität entdeckt, und die Politik dank der Bemühungen ihres Freundes Marcos Núñez. Wobei es weder Jaumá mit der Sexualität noch Núñez mit der Politik gelang, diese Señorita von Grund auf zu ändern, die sich lediglich auf die formellsten Aspekte der einen und der anderen Disziplin einließ.

»Sie ist absolut Jungfrau. Radikal Jungfrau.«

Damit beschließt Marcos Núñez seine Bilanz, als die Salontür bereits geöffnet ist und die Señora Jaumá mitten im Raum steht. Carvalho läßt sich die Frau auf der Zunge zergehen und stellt sich ihre Niederlagen vor. Es muß im Leben ihres Gatten wohl erregend gewesen sein, faszinierend, in diese liturgische Festung einzudringen, wobei selbst der Gebrauch der einen oder anderen befreienden Blasphemie eine Frage des Ritus gewesen sein dürfte.

»Man hat mir schon vor einer halben Stunde gesagt, daß ihr hier seid, und ich weiß nicht, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht ...«

Sie scheint kein Mitleid mit ihrem Witwenstand, sondern die Respektierung ihres Rechtes einzufordern, verwirrt zu sein. Carvalho wird vorgestellt, und blitzschnell taxiert ihn die Frau, weiß sofort, ob er sich beim Essen den Mund abwischt, bevor er das Glas an die Lippen führt, und ebenso,